

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 39

Artikel: Helena [Schluss]
Autor: Bolliger, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645563>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und Rucksäcke verladen. Bei einer der Hütten ist Steigerung. Ein Bauer im blauen Kittel steht auf der Rampe, ein Ziegerkäslein in der Hand.

„Was ist das wert?“ ruft er.

Er hat ein feines Gesicht, dieser Bauer, glatt rasiert, mit blauschimmerndem Kinn und scharfen Linien. Sein Rücken ist von der harten Arbeit gekrümmt, seine Bewegungen langsam, seine Sprache bedächtig. Solche Gesichter und Gestalten sieht man manche im Kreise.

„Was ist das Käsli wert?“ ruft er wieder.

Der Boden vor der Hütte hat sich unter den vielen Tritten in einen Sumpf verwandelt. Die Leute mühen sich, auf Felsen, Wurzeln und Holzstücken einen trockenen Stand zu finden.

„Zwei Franke!“ ruft endlich eine dünne Stimme aus der hintersten Reihe.

Da hört das Scharren auf den Steinen auf. Alle Blicke hängen an dem weißen Zieger mit den grünen Tupfen.

„Zwei Franken zum ersten — zwei Franken...“

„Drei Franken“, sagt ein kleines Bürschlein und kratzt sich dann verlegen hinterm Ohr.

„O, du Bö!“ ärgert sich eine dicke Bauernfrau mit einem gutmütigen Gesicht.

Aber noch eh' der Auktionar sein „drei Franken zum ersten“ ausrufen kann, folgt ein neues Angebot:

„Vier Franken!“ Und dann: Vier zwanzig, vier dreißig und so weiter bis auf vier achtzig.

„Eh, der Chäher!“ schimpft die dicke Bauernfrau, „das het jo der Lüsle gseh! Für so 'nes Zigerli het mer vor e paar Zöhrli nit meh as anderthalb Fränkli gäh!“

„So-jo“, nickt der Auktionar. „Vor em Chrieg, jo! Zeh sy halt angeri Zyte.“ Und dabei lächelt er merkwürdig.

Und alle die kauflustigen Leute vor der Hütte lächeln merkwürdig; ein Lächeln, das mehr einem Seufzer gleicht. Der verwünschte Krieg — bis in die schattige Einsamkeit des Justustals hat er seinen Weg gefunden.

Die Auktion geht weiter.

Hinter der resoluten Bauernfrau steht ein großes dürres Weib mit einem gelben Gesicht. Das Darben macht die Gesichter gelb.

In der linken Hand hält sie den Geldbeutel, mit dem Zeigfinger der rechten stochert sie darin herum. Und zählt und zählt.

„Wieviel ist das Käsli wert?“ ruft der Auktionar.

„Red' luter! Sunst verkaufsch du nyt!“ schreit die Dicke.

Hinter ihrem Rücken hervor kommt schüchtern wieder die dünne Stimme; eine Stimme, die trocken und brüchig ist:

„Zwei Franke!“

Aber es geht wieder wie das erste Mal. Die Angebote fallen schnell und bleiben erst weit über vier Franken stehen.

Zum drittenmal ruft der Auktionar:

„Wer tuet es Bot uf dä Zieger?“

Zuerst wieder eine lange Pause, dann kommt die dünne Stimme abermals: „Zwei Franke!“

Ein paar Mannen lachen und die Dicke schreit so laut, als gälte es ein Regiment Soldaten zu kommandieren:

„Das treit dir nyt ab, Bäh!“

„Ig ha halt nyt meh“, flüstert die Dünne beschämt. Und sie stochert wieder im Geldbeutel und schüttelt den Kopf.

Zwei Franken — nein, es trug ihr nichts ab. Die Ziegerkäslein wurden alle um mehr als das Doppelte losgeschlagen...

Hinter einer andern Hütte jodelten sie. Sie stehen im Kreise, junge Burtschen, härtige Mannen. Einer gibt die Weisse an in hohem Falsett.

„Ho-o-li-o!“

Und die andern fallen ein, im Tenor und tiefsten Bass.

„Do-o-o...!“

Mit ernstern Gesichtern singen sie und drücken dabei die Augen zu.

„Worum drucke sie denn all d'Nuge zue, wenn sie jodelle?“ fragte ich ein altes verrunzeltes Bäuerlein, das auf einem Stein saß und andächtig zuhörte.

„Se — sie chönnes halt uswendig“, sagte er.

„Soli-o-u...“ Noch weit hinunter auf den Heimweg begleitet es mich. Es kommt durch den schwarzen Tann, über die steinigten Alpweiden, wie dunkler Orgelton, bricht sich weit hinten an den steilen, himmelhohen Felswänden.

„Soli-o-u...“

Und die Felsen klingen mit. Das ganze Tal ist erfüllt davon.

„Soli-o-u...“

Helena.

Ein Kapitel aus einem unveröffentlichten Roman

von Eduard Bolliger. (Schluß.)

„Ich wurde vom Publikum wohlwollend aufgenommen, und der Erfolg reichte sich an Erfolg. Das Konzert in Ihrer Vaterstadt war mein letztes. Seither bin ich krank.“

Anselm schwieg. Die zwei scharf gerissenen Falten auf seiner Stirn vertieften sich und gaben seinem Gesicht ein schreckhaft ernstes Aussehen.

Immer noch war Stille. Die Luft zitterte. Zwei schlanke blaue Libellen verfolgten sich in lustigem Spiel. Ein leises Raunen — das Summen zahlloser Insekten — tönte durch den Wald. Dann und wann ein leichtes Krachen und dumpfes Aufschlagen fallender Tannzapfen.

Lange Zeit blickte Anselm ins Leere, mit einem Blick, der nach innen zu gehen schien und als er zu sprechen anfing, war's, als ob er nur das Ende seiner Gedanken in Worte zu fassen suchte:

„Wie dumm war ich! Früh kam ich von daheim fort. Ich liebte meine Eltern und Geschwister, wie ein Sohn und Bruder nur lieben kann. Ich liebte sie dermaßen, daß ich mich meiner Gefühle schämte. Und so kam es, daß ich, wenn ich mich monatelang wie ein Kind auf einen Besuch bei meinen Angehörigen gefreut hatte und nun in ihrem Kreise war, mich nicht von Herzen freuen und das kurze Glück nie voll genießen konnte. Ich liebte meine Schwestern und doch haßte ich, wenn sie mich im Ueberschwall der Freude küßten. Ich war meiner Mutter von Herzen dankbar für alles, was sie mir gegeben... und was ich bin, bin ich ja allein nur durch meine geliebte Mutter; was ich habe, was ich denke, was ich fühle, alles in mir trägt die Liebe, die Weitsichtigkeit, die Sorge meiner Mutter. — Und doch fand ich nie Worte, ihr zu danken. Sie war eine einfache, von Kummer geplagte Frau, sie verstand nicht in den Herzen ihrer Kinder zu lesen.“

Ein Gefühl, dem ich noch heute den Namen nicht geben kann, erdroßelte alle Regungen des Herzens in mir. War es falscher Stolz meiner erwachsenden Männlichkeit, die keine frauenhaften Gefühle duldet? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich oft fortzog, blutenden Herzens, die Mutter gekränkt, die Schwestern verlegt. Und jedesmal, wenn mich der Zug ihren Blicken entführte, hätte ich hinauspringen und zurückeilen mögen, an die Brust meiner Mutter, um sie nie mehr zu verlassen.“

Tief ergriffen hatte Helena zugehört. Sie fühlte, daß der stille Mann neben ihr ihr einen Blick in sein Innerstes gewährt hatte. Sie war ergriffen und stolz zugleich, daß er gerade ihr sein Leben erzählt hatte.

„Hat Ihnen Dr. Lansen gesagt, daß er uns morgen in seine Klinik mitnehmen will?“ unterbrach Anselm das Schweigen.

„Ja, und ich freue mich. Freue mich doppelt, weil mir ist, in Ihnen einen Kameraden gefunden zu haben, der

mir hilft, wo mich meine geringen Kräfte zu verlassen drohen.“ —

Bald darauf traten sie den Heimweg an.

*

Dem herrlichen Tag folgte eine nicht minder schöne Nacht. —

Lange konnte Anselm Gut den Schlaf nicht finden, und der junge Tag dämmerte bereits im Osten, als er die müden Lider schloß.

Nach dem Abendessen hatte ihn Helena Dalbans gebeten zu spielen, und er war hingeseßen und hatte zwei Beethoven Sonaten gespielt, mit der glühenden Inbrunst, mit einer Versenkung in das erdenferne Reich der Töne, wie sie selten waren seit seiner Erkrankung.

Die Dämmerung war ins Gemach geschlichen. Keiner der wenigen Anwesenden wagte Licht zu machen aus Angst, den Spieler zu stören. Es mochte mancher in der Dunkelheit, die alles Außerliche verschwinden ließ, den großen Schöpfer selbst am Instrument vermuten.

Bevor Anselm geendigt hatte, verließ Helena auf leisen Füßen das Zimmer und flüchtete sich vor den Gefühlen, die sich ihr aufdrängten, in die Einsamkeit. Doch die Musik drang durch das stille Gebäude bis zu ihr hin, die an ihrem Lager niedergesunken war und schluchzte.

Heiße Tränen rollten über die bleichen Wangen. Eine um die andere fiel auf die gefalteten Hände nieder und erleichterten das bedrängte Herz des Mädchens.

Weshalb mußte sie zusammenbrechen?

Die lange Zeit ihrer Krankheit bedeutete nicht nur eine harte Geduldsprobe, sondern fortwährenden Kampf um die wirkliche Ruhe ihrer Seele.

Das Schicksal packte sie hart an in ihrer blühenden Jugend, und sie verging wie die kaum erblühte Rose, die von roher Hand geknickt wurde.

Das Leben, die Jugend bäumten sich auf, zerrten mit ungestümer Gewalt an den Fesseln, die sie aufs harte Krankenlager niederpreßten. Immer und immer wieder versuchte sie, ihrem Los zu entinnen; sie rang mit dem unsichtbaren Dämon um ihr Glück; sie riß sich blutig, in Fesseln, um aus dem dunklen Kerker ans Licht zu kommen. Ihre Kraft war zu gering.

Langsam, wie der Schnee unter der Märzsonne, schwand die Hoffnung. Stück um Stück ihrer Jugend fiel dahin. Ihr Anteil am Leben bröckelte langsam, aber stetig ab, bis ihr zuckendes Herz vollständig fahl und entblüht dalag. Wie jedes andere Mädchen liebte sie das Leben. Wie jeder andere Mensch hatte sie das Recht zu lieben: ihre Berge, ihren See, ihre Stadt, Musik und Kunst. Wie jedes andere Mädchen träumte sie von Liebe und von Glück.

Eins ums andere ging dahin. Ein Blatt ums andere fiel von der Blüte. Traum um Traum, Hoffnung um Hoffnung zerrann, bis sie erschöpft sich ins Joch beugte und ätternnd dem Ende entgegen sah.

Langsam nur entstand aus der Nähe ihres einstigen Lebens die Blume eines neuen Daseins. Schöner, reiner, holdrer als die erste erblühte die Knospe ihrer Seele, die geläutert aus dem Untergang des Körpers hervorgegangen war. —

Indem sie sich ergab, siegte sie. — Sie fügte sich dem Schicksal; jedoch nicht in dumpfer Resignation, wie das Tier sich ins Joch spannen läßt. — Stark und frei nahm sie auf sich, was Gott ihr aufbürdete, wie man alles auf sich nehmen soll, was von dort kommt.

Freudig und wohlgesinnt zeigte sie sich allen Prüfungen gegenüber. Die Liebe hatte sich fortgeschlichen und der selbstlosen Hingabe an die Leidenden, die stets um sie waren, Platz gemacht. — Ihr Denken und Sinnen ging nur noch dahin, wie sie am meisten Freude um sich schaffen konnte. Ihre Liebe galt nur noch den Kranken und Bedürftigen.

Sie hatte den Berg des Leidens erstiegen und wandelte nun in lichter Höhe. Hunderte, die ihr Schicksal teilten,

kämpften noch im dunklen Tal und fanden den Aufstieg zum Lichte nicht. Hunderte wälzten sich in körperlichen und seelischen Qualen und lechzten nach Vinderung — und das tapfere Mädchen versuchte nach seinen Kräften, sie ihnen zu geben.

Es war selbst krank, in enge Grenzen gezwungen; aber ihr alle, die ihr euch eurer gesunden Glieder freut, die ihr das Leben ungeforgt nehmen könnt, wie der Tag es bringt, habt ihr vergessen, daß ihr unendlich viel Liebes tun könnt, daß ihr mit ein wenig gutem Willen, Hunderten, die unglücklicher sind als ihr, ihr Los erleichtern könnt!

Ihr Frauen und Mädchen, die ihr im Glanze eurer Weiblichkeit dahinschreitet, die ihr euch von der Welt bewundern läßt, vergeßt nicht eure Schwestern, die krank und zerfallen im Winkel fauern und die doch auch ein Herz in der eingefallenen Brust haben, das nach Leben und Liebe schreit.

Oh, ihr Mütter, die ihr glücklich seid, umgeben von euren gesunden rotwangigen Kindern; die ihr die Seligkoffet, sie gedeihen zu sehen; die ihr die einzige Freude erlebt, sie zu beschenken und dafür das beseligende Leuchten der dankbaren Kinderaugen zu ernten, gedenkt der vielen andern Kleinen, die krank, verstoßen, irgendwo ein trauriges Dasein fristen und deren Jugend voller Nacht und Traurigkeit ist — wo sie von eitel Lust und Freude widerhallen sollte. —

Gedenkt der leidenden Mütter, die sich auf hartem Lager winden, die fleischlosen Arme recken, das Glück des Weibes, der Familie zu haschen, das davon schlich, als der Arzt ins Haus trat! —

Ihr Männer, die ihr in der Vollkraft eures Geschlechtes arbeitet, kämpft, erringt, denkt an jene, deren Lebensnerv durchschnitten, die, zur Ruine gemacht, zu wenig mehr taugen! Denkt ihr an sie, die auch schaffen möchten und denen die verdorrten Muskeln versagen — selbst zu schwach, ein Wesen an sich zu ziehen, an dem sie sich aufrichten könnten?

— Ende. —

Bergwanderung.

Einsamkeit spricht zu uns. Es liegt eine eigene Melodie über der Berglandschaft; man fühlt den Hauch mystischer Gewalten, spürt die Nähe unsichtbarer Welten und schöne und tiefe Gedanken werden wach. Es ist, als würde von uns alles unschöne, schlackenartige abfallen, als würde der ganze Mensch besser und tiefer, als hätte dieser Höhenzauber für besinnliche Leute einen Einfluß tiefster Art.

Friedliche Bilder treten in unsern Gesichtskreis. Gaukelnde Falter genießen den Sonnenschein, hoher Eisenhut steht rings um braune Hütten. Weidende Kühe suchen ihr Futter, muntere Murmeltiere verschwinden mit scheuem Pfiff. Sonnenschein küßt die Hänge und bringt ein frohes Leben und Leuchten in die Landschaft. Stolz steht die uralte Wettertanne neben der Hütte. Sie sah Generationen schwinden.

Der Fuß trägt weiter über Geröllbäche, Felsplatten zwingen den eilenden Schritt. Nicht lange, so spiegelt sich unser Gesicht im Moränensee. Ein Atmen liegt über der Wasserfläche, zarte Farbentöne zeigen sich, wenn der Wind darüber streicht. Im Wasser spiegeln sich die brennenden Zaden der Gräte, die stolzen Gipfel der Dreitausender. Und rings herum liegt das sonnige Lachen des Sommertages. — Eine Wolke wehrt minutenlang dem Sonnenlicht. Wie dunkle Sorgen eilen Wolkenschatten über den Grund. Die Schroffen und Zinnen werden weicher, um nachher unter erneutem Sonnenglanz umso eindringlicher wieder aufzuleuchten.

Der Weg biegt mit einem Male scharf um die Ecke. Ernstere Bilder bannen unser Auge. Der Schritt zögert vor einem tosenden Wildbach, welcher in wilden Sprüngen zu Tale drängt: Ein jäher Wasserfall stäubt uns entgegen.